

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 43

Artikel: Der kleine Irrtum der Führerin
Autor: Laedrach, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649252>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Leben entfaltet sich und wächst aus zur Reife von Leib und Seele, Busch und Baum, Blume und Frucht. Ein ständiger Wechsel, eine fortwährende Entwicklung von Tag zu Tag. Das Kind gedeiht, die Eltern freuen sich, denn bald wird es nicht mehr allein sein. Der Garten breitet sich um das Haus aus. Auch er tut seine Pflicht und lebt sein Eigenleben, aus Himmel und Erde gemischt, aus Licht und Schatten, Tag und Nacht.

Weißer, dicke Nebel ziehen träge den Bergflanken entlang. Kühl weht der Wind, und die Luft ist feucht. Der Herbst ist da mit seinen sonnenlosen Tagen der Wehmut, aber auch mit seinem mildflutenden Lichte, seinen prallen Früchten und dem Zauber des Laubgoldes, das die Welt in allen Schattierungen erfüllt.

Jahre sind vergangen, Jahre der Arbeit und Freude, der Hoffnung und Enttäuschung, aber auch der Freude und des Segens von oben. Große und kleine Kinder tummeln sich im Garten, schreiten über dürres, raschelndes Laub, pflücken die Früchte, des Herbstes Segen. Sogar Kindeskinde bevölkern den Garten, der alle kennt, weil er mit ihnen aufgewachsen ist.

Die Bäume entlaubten sich, kahle Äste recken sich wie Arme zum Himmel. Über die Stoppeln des geernteten Ackers fliegen krächzend die Raben, nach Nahrung suchend. Im Hause hat sich manches verändert. Kampf und Streit sind hörbar geworden, Mißverständnisse sind über Nacht emporgestiegen, böse, häßliche Worte sind gefallen und haben Unfrieden gesät. Der Existenzkampf fordert seine Rechte, die Pflichten sind gewachsen und mit ihnen auch die Reibungsflächen, die keiner noch so idyllisch anmutenden Ehe erspart bleiben, denn Leben ist Kampf und der Mensch ein gar wetterwendisch Geschöpf.

Auch der liebe Garten mit seinem unschuldigen Pflanzenleben hat Kämpfe aller Art auszufechten gehabt. Ein vom Sturm entwurzelter Baum liegt quer über den Weg, dem Heimatboden, der ihn ernährt, entrissen und hebt gleichsam flehende Hände zum unerbittlich grauen Himmel. Aus den süßen Pflitterwochen und Honigmonden sind Monate des unerbittlichen Kampfes bei den Menschen und in der Natur geworden.

Noch steht der Garten, noch sind die Menschen da und gehen aufrecht ihrer Arbeit nach. Aber da und dort ist eine Schwäche zurückgeblieben, ist ein Haar grau geworden, hat sich eine Wange gefurcht und ein dichter Scheitel gesichtet, Werden und Vergehen bei allem, das liebt.

Der Tag dämmert sachte in den Abend. Der Zenit des Lebens ist überschritten, die Schatten der Nacht steigen auf und werden größer und größer. Aber ein Trost ist geblieben. Neues Leben keimt und sprießt auf, hoffnungsfroh, voller Jugendlust im Herzen. So geht es ständig auf und ab, ein ewiger Kreislauf,

der von der Wiege bis zum Grabe andauert und von der Vergänglichkeit alles Irdischen eine gar deutliche Sprache redet.

Herbst ist im Lande. Wohin man sieht, herrscht Abschiedsstimmung. Es muß geschieden sein, so schön und begehrenswert das Leben auch war. Die schöne, vollerblühte Frau ist still und blaß geworden. Ihre rosigen Wangen haben die holbe Jugendfrische eingebüßt und sind zerfurcht durch die Runen des Schicksals. Aber sie ist noch da, inmitten der Schar ihrer Kinder und Enkel, eine gute Mutter und liebevolle Gattin, ein überreifer Baum, dessen Äste sich durch die Last der Jahre zu neigen beginnen.

Nebel ziehen, kalte Regen schauern hernieder. Ein Frösteln geht durch die Natur und auch durch die Menschenherzen. Wie manches Lied ist schon verstummt und wird niemehr erklingen! Wie mancher Traum ist nie in Erfüllung gegangen! Entsagung ist das Los, sich drein schicken und genügen lassen, an dem was man hat. Opfer werden gebracht, schwere, schmerzliche Opfer. Dadurch ist die Seele gewachsen und hat daraus einen andern Gewinn davongetragen, einen Ewigkeitswert, der die Zeit überdauern wird. Herbst draußen im Garten, der jeden Tag stiller und trauriger, kahler und unfreundlicher wird. Aber auch Herbst bei den Menschen, deren Lebensfrühling längst verblüht ist.

Kalt und wie tot breitet der Garten seine Blumenrabatten und Rasenflächen unter der Last des Schnees aus. Die Bäume stehen wie weißgeputerte Weihnachtsmänner frierend da. Den Weiher deckt eine dicke Eisschicht, und sogar das Bächlein ist in seinem munteren Laufe gehindert und seufzt unter der Last, die es umklammern will. Und besonders des Nachts, wenn der beißende Wind über den Garten dahinfegt, geht ein Erschauern durch die stillen Wege. Busch und Baum kauern sich in der Kälte zusammen und ducken sich vor dem grimmigen Feinde. Vom Himmel floßt es hernieder auf die alte, müde Erde.

Im Haus ist es warm. Aber das hat nicht verhindert, daß auch dort des Winters Not seinen Einzug gehalten. Die schöne Frau mit dem noch jugendlichen Herzen voller Liebe ist zur weißhaarigen Greisin geworden und wurde eines Nachts ihren Lieben entrissen, denen das Herz nun auch schwer und bang und kalt geworden ist vor Herzeleid. Alles vergeht, alles schwindet dahin. Aber immer wieder steigt neue Hoffnung aus den Gründen, neues Leben regt sich und wächst auch zur Winterszeit draußen und drinnen im ewigen Kreislauf des Geschehens.

Aber auch der Garten wird wieder einen neuen Frühling erleben, wie die Menschen, die an Gräbern stehen und klageln. Wir alle sind Pflanzen, die werden und vergehen, die Frucht tragen zu neuem Leben, die kommen und gehen, wie draußen im Garten, aus der wir alle stammen, zu einem gewaltigen Liede der Schöpfung verwachsen.

Der kleine Irrtum der Führerin

Von Walter Raedrach

Die Frau Pfarrer Hermine Lauterburg von Lükelflüh hatte ihre Einkäufe in Bern besorgt, den violetten Wollstoff für ein Kleid, eine neue Kaminlampe, die Geschichte der Dogmatik, die er sich schon lange gewünscht, zum Geburtstag ihres Mannes, und dazu allerlei Kleinigkeiten für den Haushalt, die es immer brauchte, besonders, wenn jetzt nach der Hundertjahrfeier Jeremias Gotthelfs ständig Besucher eintrafen, die dessen Wohnstätte besichtigen wollten.

Vor der Auslage eines Goldschmiedes mit alten Berner Münzen blieb sie überrascht stehen. „Du bist's, Dora“, grüßte sie eine einstige, jetzt in Bern verheiratete Welschlandsfreundin.

„Wie schön, daß ich dich wieder einmal sehe.“ Sie konnte sie aber nicht einmal richtig grüßen, denn sie trug Pakete in beiden Händen.

„So lasse ich dich nicht weiterziehen, jetzt kommst du einen Augenblick zu mir in die Wohnung; gib mir etwas von deinen Einkäufen zu tragen, ich helfe dir nachher noch auf den Bahnhof.“

Da gab es keinen Widerspruch, auch keinen großen Widerstand, denn es war angenehm, aus der Julihitze der sonnigen Gasse in den kühlen Hausflur des alten Sandsteinhauses zu treten und nach den vielen Gängen ein wenig auszuruhen.

Wie die beiden Freundinnen langsam die Treppe hinaufstiegen, fiel unten die Haustüre rasch ins Schloß und jemand huschte hinter ihnen die Treppe hinauf, ein bleiches, schlankes Wesen, aber mit freundlichen sympathischen Augen.

„Aber Lydia, das geht ja wie bei einem Buben“, wandte sich Frau Stauffer an die heranstürmende Tochter, die mit ihrer Büchermappe etwas atemlos vor ihr stand, „du nimmst die Treppen und das Leben noch leichter als wir.“

„Kind, Kind, wie bist du groß geworden! aber als ich dich das letzte Mal sah, hast du noch nicht so bleich ausgesehen.“

„Sie ist jetzt im Seminar und hat wenig freie Zeit.“ entschuldigte ihre Mutter, „und wenn sie auch einmal frei wäre, jetzt sie sich hinter die Bücher; sie übertreibt's gegenwärtig ein wenig.“

„Ach, nein, Mama“, sagte die Tochter, „Lesen ist das Schönste, von Goethe und Gotthelf bekommt man nie genug, und heute habe ich mit „Dichtung und Wahrheit“ angefangen und will jetzt einmal in das Heim eines Dichters hineinschauen.“

„Spar du das für die Ferien und mach uns geschwind einen Tee“, befahl die Mutter.

Die Tochter verschwand in der Küche und die beiden Freundinnen setzten sich ans Fenster, das auf die heiße Gasse hinunter schaute.

„Die bleiche Lydia hat die Ferien nötig“, sagte die Frau Pfarrer, „wo geht ihr dieses Jahr hin?“

„Wir bleiben hier, jeden Sommer können wir nicht fortgehen, die beiden Buben sind gegenwärtig ein wenig teuer, besonders der Mediziner kostet ein wenig viel; aber sie machen uns Freude, das Geld ist schließlich nicht nutzlos ausgegeben.“

Die Frau Pfarrer schaute zum Fenster hinaus und man sah ihr an, daß sie dachte, Sommerferien in der heißen Stadt seien eigentlich zweifelhafte Ferien. Die Freundin mochte diese Gedanken erraten. „So schlimm wie du es dir vorstellst, ist es hier übrigens nicht; in einer Viertelstunde ist man unten auf der schattigen Plattform oder drüben im Dählhölzli, und die Buchhandlungen und Bibliotheken sind alle auch ganz in der Nähe. Hier und da fliegen wir auch aus auf den Gurten oder an die Senfe oder ...“

Jetzt trat die Lydia ein mit dem Servierbrett. Sie spannte ein sauberes Teetuch über den Tisch und stellte Geschirr und Besteck so sorgfältig an seinen Platz wie ein Steinmetz die behauenen Steine zu einem gotischen Turmbau. Da sagte die Frau Pfarrer, die Freude hatte an der flinken Tochter, ohne langes Befinnen der Freundin in die Rede fallend: „Oder an die Emme; bring uns doch deine Tochter einmal ins Pfarrhaus in die Ferien! oder möchtest du nicht mitkommen?“

Die Lydia schaute überrascht auf. Ob sie wollte? ob sie durfte? Ihre Augen leuchteten auf, aber sie sagte noch nichts, sie blickte die Mutter fragend an.

„Ist es dir wirklich ernst?“ sagte Frau Stauffer staunend, du wirst dir etwas Schönes aufladen, schau sie nur an, wie gerne sie kommt; und gerne lasse ich sie auch ziehen, es wird ihr gut tun aus der Stadt hinaus zu kommen. Ich kann dir nicht genug dafür danken.“

„Nur nicht so unvorsichtig“, wehrte die Frau Pfarrer ab. „So uneigennützig wie sie aussieht, ist die Einladung nicht. Wenn ich ehrlich sein will, so muß ich sagen, daß unsere Köchin in die Ferien geht und von ihrer Nichte vertreten wird, die noch jung und unbeholfen ist. Als ich nun die Lydia auftragen sah, kam mir in den Sinn, die könnten wir brauchen in dieser Zeit.“

„O gerne, wie gerne“, sagte jetzt die Tochter, „so darf ich kommen, wenn ich dafür auch etwas helfen kann, und wer wollte das nicht in einem Hause, wo die schönsten Bücher des Bernbietes entstanden sind.“

Dann kam der Schluß mit Sonne in den Zimmern und Freude in den jungen Herzen, Ferienfreude, doch da und dort gedämpft durch ein Zeugnis mit einem Schönheitsfehler. Der Lydia Stauffer aber schien die Welt unendlich schön, voll

herrlicher Bücher, voll schattiger Bäume, voll blauen Himmels; und der schönste Ort in dieser herrlichen Welt war das gastliche Pfarrhaus von Lützelflüh, und die herrlichste Wanderung führte aus der heißen Stadt Bern hinüber ins Emmental.

Glücklich traf sie dort ein bei „Tante Hermine und Onkel Ernst“. Das war also das weltberühmte Pfarrhaus, das herrschaftlich mit blinkenden Fenstern hinter der Kirche in seinem blühenden Garten stand. Die Rosen und die Lilien und die Nelken dufteten, und an der Südwand röteten sich schon die Pfirsiche, die Gotthelfs Nachfolger, der Vater des jetzigen Pfarrers, selber gepflanzt.

Dann trat man in den kühlen Hausgang, durch den einst der geschrittene, der von „Mit dem Knecht“ erzählte, vom seelenvollen „Erdbeermareili“ berichtete und mit „Geld und Geist“ den Leser weit hinauf hob über die Niederungen der Welt.

Fast durfte man hier nicht auftreten, das Andenken des Großen schien noch so nahe zu sein. Hier in diesem Zimmer, der Onkel öffnete es, die Sumiswälderuhr schlug gerade, war sein Eßzimmer gewesen, drüben lag das Schlafzimmer; man durfte schon hineinschauen, er war nicht darin, er schlief jetzt dort drüben unter dem gotischen Stein neben dem Kirchenchor.

Jetzt durfte man hier bleiben, im Peristyl, wo er so oft gesessen und zu den Bergen hinüber geschaut, wo die Blumen blühten, die er so geliebt, wo er so manches arme Fraulein getröstet und manchem verstockten Herzen zugeprochen, hier durfte man wochenlang bleiben; ach, die Lydia hatte sich noch nie so glücklich gefühlt.

Was an den kommenden Tagen folgte, war noch viel schöner. Mit dem Onkel durfte man in die Kirche, er erlaubte sogar, die barocke Kanzel zu besteigen, wo der gewaltige Vorgänger einst gepredigt und mit der Sanduhr die Zeit seiner Predigten gemessen. Man durfte in die Glockentube zu den Glocken, die zu Gotthelfs Gottesdienst geläutet, man las die Inschrift auf dem Grabstein des alten Landvogts von Brandis am Kirchturm, man bestaunte die farbigen Fenster im zierlichen gotischen Chor.

Mit Onkel und Tante durfte man auf Besuch in die Bleicherei, wo Gotthelf einst ein gerne gefeher Gast gewesen, es ging in den Bisfang, den großen Hof, wo er so gerne vom Waldrand zu den Bergen hinüber sah, ins nahe Waldhaus, wo die Geschichte der „Käferi in der Vefreude“ spielte, in den Goldbachschachen, ins bescheidene Häuschen von „Räti der Großmutter“, wo die Hühner noch immer unter der Gaden-treppe in der Küche nächtigten.

Einmal ging es hinab nach Hasle-Rüegsau zu der mächtigen Emmenbrücke, der schönsten Holzbrücke im Kanton Bern, die 1838 nach der „Wassernot im Emmental“ von tüchtigen Zimmerleuten unter Gotthelfs Augen errichtet wurde. Einmal ging es ins Pfarrhaus von Hasle, in dem der große Dichter den Pfarrer die Geschichte vom „Erdbeermareili“ erzählen läßt, einmal ging es zur Ruine Brandis, von der er so vieles geschrieben und von wo er hinab geschaut auf sein Dorf und Tal, und einmal ging es auf die Egg in das kleine, braune Bauernhaus, in dem der überarbeitete Gotthelf im kalten Oktoberregen den kranken Berdingbuben besuchte und sich dabei den Tod holte.

Traum und Wirklichkeit verbanden sich zu einem wunderbaren Dasein, in dem es freilich vieles zu helfen gab in Küche und Keller, Zimmer und Garten; aber wie gerne tat man es, wenn man an dieser geweihten Stätte weilen durfte!

„Am Nachmittag lassen wir dich allein“, sagte einmal die Tante, „der Onkel hat einen Besuch zu machen bei einem Schwerkranken drüben in Oberried und ich werde ihn begleiten. Hüte dann das Pfarrhaus gut; Besuch ist nicht zu erwarten, es wird wahrscheinlich still sein, die Leute sind alle in der Ernte.“

Es war ein stiller, warmer Augustnachmittag. Lydia sah im Peristyl und schrieb nach Hause von ihrem Glück, darauf trug sie den Brief zur Post, so lange durfte man die Elise ruhig bei ihrer Küchenarbeit allein lassen.

Als sie zurückkam, sah sie vom Gartentore aus zwei fremde Herren etwas ratlos vor der Haustüre stehen, die sich eben vor

ihnen geschlossen hatte; der eine, groß gewachsen und weißhaarig, mit blinkender Brille, war wohl ein Gelehrter; der andere, jüngere, vielleicht ein Künstler; denn er war eben im Begriff, ein Skizzenbuch aufzublättern und das berühmte Haus mit ein paar Strichen hineinzuzeichnen. Sie trat näher und der Fremde schritt ihr rasch entgegen, als er sie erblickte. „Gewiß die Tochter des Pfarrhauses“, sagte er, den Hut ziehend. „Mein Name ist Kielland, Literaturprofessor von Breslau, und hier ist mein Freund, der Professor Nieritz. Wir sind auf einer Schweizerreise, die wir leider unerwartet abkürzen müssen; so war es uns nicht möglich, uns hier rechtzeitig anzumelden; doch wären wir glücklich, des großen Dichters Heim und Arbeitsstätte schauen zu dürfen. Die Köchin hat uns vorhin erklärt, sie sei allein und dürfe keine Fremden einführen; aber vielleicht können Sie uns die verschlossene Türe öffnen.“

Lydia verstand so gut! die Herren kamen von weit her und sollten vor der verschlossenen Türe abreisen, der Professor sollte seinen Schülern nicht erzählen dürfen, wie der Ort aussehe, an dem der Dichter gelebt. Sie besann sich keinen Augenblick. „Ich glaube, Onkel und Tante wären nicht zufrieden, wenn ich Ihnen nicht aufschlüsse.“

„Sie sind unser rettender Engel“, sagte Professor Kielland erfreut. „Sie sehen unserer herrlichen Schweizerreise jetzt noch die Krone auf.“

Nun zeigte ihnen die Tochter die einfache Wohnstube, das Schlafzimmer, das zu Gotthelfs Zeiten nicht viel anders ausgesehen haben mochte; sie schritt auch mit ihnen hinauf in den oberen Stock und öffnete die Türe des Arbeitszimmers. Die beiden Herren traten ein, beglückt und froh, daß ihnen ihr Wunsch in Erfüllung ging.

„Hier sind sie also entstanden, die herrlichen Werke! Da am Fenster hat also der Dichter auch seinen Schreibtisch gehabt! Da schaute er hinab auf seine Dorfkirche, über die Blumen im Garten hinüber zur Schule, und was ist das für ein Haus daneben? Ach ja, die Krämererei, dort hat wohl die Krämerin dem „Jeremiasli“ den gestohlenen Flachs abgekauft.“

Der Professor atmete tief ein und schaute sich rund um. „Die herrliche Stube, so stellte ich sie mir vor mit den prächtigen Holzwänden, groß und weit; die herrlichen Gedanken hätten sie sonst gesprengt!“

Unterdessen zeichnete Professor Nieritz den Raum mit raschen Strichen in sein Buch, den Schreibtisch am Fenster und zum Fenster hinaus den Blick auf die Kirche.

Dann führte Lydia ihre Gäste noch in den Garten zum berühmten Haselbusch, aus dem der Dichter einst seinen Besuchern zum Andenken Spazierstöcke herauschnitt, die er ihnen eigenhändig verzierte, und schritt mit ihnen ins Peristyl, um ihnen den Blick auf Hohgant und Schrattenfluh zu zeigen, die das Emmental trotzig abschließen und empor zum Himmel weisen.

„Ja, hier mußte einer den Blick emporwenden, hier mußte ein gewaltiges Werk entstehen, dauerhaft wie die Berge selbst.“

Endlich besuchten die beiden Herren noch die Kirche, das Grab und den Gedenkstein und verabschiedeten sich von ihrer freundlichen Führerin, der sie versprochen, nach ihrer Heimkehr von Breslau aus zu schreiben.

Lydia schaute ihnen nach, glücklich und stolz, daß sie den fremden Gelehrten einen Herzenswunsch hatte erfüllen können, daß sie einmal selber etwas für das literarische Leben hatte tun dürfen.

Am Abend kamen Onkel und Tante heim. „Es waren zwei Herren da aus Breslau, die Professoren Kielland und Nieritz, hier sind ihre Karten. Sie wollten Gotthelfs Heim sehen und ich habe ihnen alles gezeigt“, berichtete Lydia strahlend. „Sie machten Zeichnungen vom Studierzimmer, vom Haus, von der Kanzel, von der Kirche.“

„So, so“, sagte der Onkel, „was hast du ihnen denn als Gotthelfs Studierzimmer gezeigt?“

Lydia schaute verwundert auf. „Doch das deine, Onkel.“

„O du gutes Kind, ich hätte mir nicht angemacht, am gleichen Ort zu arbeiten, wo Gotthelf schrieb, und habe für mich das Zimmer nebenan genommen, wie es schon mein Vater getan hatte. Der große Dichter schrieb seine schönsten Geschichten im kleinen Stüblein daneben, ich vergaß dir bis jetzt, das zu sagen.“

„Aber dort sah er ja nicht auf die Kirche!“

„Freilich nicht, aber über den Kirchhof auf die Berge.“

„Und jetzt hat der Professor das falsche Zimmer zeichnen lassen und glaubt, er habe auf die Kirche gesehen“, sagte sie tief erschrocken, „und ich bin schuld.“

Die Schuld kam ihr so groß vor und die Niederlage nach der großen Freude so gewaltig, daß schwere Tränen ihr jetzt über die blühenden Backen rollten. „Ich will dem Professor gleich schreiben und den Fehler wieder gutmachen“, sagte sie niedergedrückt.

„Aber Kind, Kind, da würde ich doch jetzt nicht weinen“, tröstete die gute Tante, „da gibt es denn doch noch größeres Unglück als diesen kleinen Irrtum.“

„Ich will ihm aber doch schreiben und den Fehler berichtigen, sonst hat er durch meine Schuld einen falschen Eindruck erhalten.“

„Ich würde es nicht tun“, riet jetzt der Onkel. „Hat er nicht durch dich ein schönes Bild und eine freundliche Erinnerung bekommen? Wird er nicht seinen Schülern mit Begeisterung von Lützelflüh erzählen, von der Wirkungsstätte des Dichters und von der freundlichen Bernerin, die ihn begleitete? Warum sollen wir ihm den unschuldigen Irrtum aufdecken und ihn verwirren?“

Ist unser Leben nicht eine Kette von aneinandergereihten Täuschungen und Irrtümern, und sind wir nicht trotzdem glücklich dabei? Warst du jetzt nicht alle Tage glücklich in deiner falschen Auffassung? Unglücklich bist du erst jetzt geworden bei der Entdeckung des Irrtums!

War nicht der Berunglückte, den wir heute besuchten, glücklich in der Hoffnung auf baldige Genesung? unglücklich würde er erst, wenn er die Wahrheit vernähme, die ihm der Arzt verschweigt.

Darum lassen wir unseren guten Professor jetzt ziehen mit einem freundlichen, aber nicht ganz richtigen Bilde; denn unglücklich wird der Mensch nicht durch eine Täuschung, erst beim Erwachen daraus.

Und nun rasch zum Tisch, die Tante hat Kirschchen vom Oberried mitgebracht, ich freue mich darauf.“

Die fröhliche Klavierstunde

In allen Musikfächern hat sich die Lehrweise im Laufe der letzten Jahre gründlich geändert. Man vergleiche nur einmal eine vor 1900 entstandene Klavierschule mit einem neuen Unterrichtswerk. Der Unterschied ist in die Augen springend. Nahmen dort trodene Fingerübungen und Belehrungen den Hauptraum ein, so steht heute an ihrer Stelle das gute Kinder- und Volks-

lied. Natürlich verbürgt eine neue Klavierschule noch keinen neuen Geist, aber sie ist ihm sicher förderlich. Aus der genauen Beobachtung des Kindes hat man gelernt, daß es auf allen Gebieten möglichst viel selber erschaffen und erfahren will. Schon sein Spielzeug wird entsprechend gewählt. Dem hölzernen Baukasten folgt schon bald der „Meccano“ oder „Märklin“. Der